

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Die Lebendigen
Autor: Waser, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573006>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

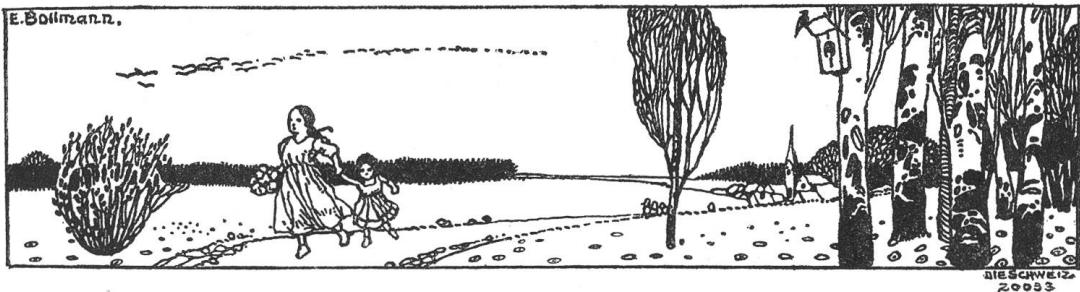
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Früh im Frühling

Silberwiesen, goldne Frühjahrslichter
 Im entfärbten Grase, Ring um Ring —
 Zarter Osterblumen Sterngesichter
 Fragen sich, seit wann der Winter ging.

Und sie nicken: Still, der Schlimme droht
 Tief im Busch und an der Schattenlage.
 Erste Sänseblümchen hinterm Hage,
 Noch sind eure Augen schlummerrot.

Max Seilinger, Zürich.

Die Lebendigen.

Von Maria Waser, Zürich.

Nachdruck verboten.
 Alle Rechte vorbehalten.

Als Frau Madelaine nach so langer Zeit zum ersten Mal wieder in Gesellschaft ging, war ihr zunächst beinahe erwartungsvoll zumute. Es war soviel Furchtbare und Schönes über sie und die Welt gegangen seither, es mußte doch wohl auch hier manches anders geworden sein. Aber als sie die immer noch so neue Villa auf dem Berg vor sich sah und die festlich belebten Räume sie aufnahmen, fühlte sie denselben Enttäuschungsticke wie als Kind, wenn sie nach den Ferien die Schulstube wieder betrat mit der geheimen Hoffnung, irgend etwas darin verändert zu finden; aber es war immer dasselbe, und den heiligen Glanz mußte man draußen lassen.

Unwillkürlich schmiegte sie sich enger an den Arm ihres Gatten und zog die Schultern höher, als ob sie so dem Anprall der Begrüßungen besser standhalten könnte. Sie hatten alle ungefähr dieselben Worte — des Staunens über ihr endliches Erscheinen nach so langer Zurückgezogenheit, des Vorwurfs über ihr

unverantwortliches Fernbleiben: Hundert Jahre hätte man sie nicht mehr gesehen, und ob sie einen denn überhaupt noch kenne? Eigentlich tönte das alles wenig freundlich, schon fast eher wie Tadel. Der Gedanke an die Schulstube kam wieder: wenn man die Ferienaufgaben nicht ordentlich gemacht hatte, dachte sie und mußte lächeln. Dann streckte sie die Grüßungshand ein wenig weiter von sich ab und ließ die blonden Wimpern tiefer über die grauen Sterne sinken. Sie hätte ihnen so gerne gesagt, daß es ihr vorkomme, als ob man sich erst gestern gesehen habe, und daß sie alle entsetzlich unverändert fand. Aber das ging wohl nicht an. So blieb ihr denn nichts als ein paar ebenso leere Worte und das Höflichkeitslächeln. Es war ihr, als ob sie sich mählich zum Aligineten erstarren fühlte.

Ein hartes, etwas zu lautes Lachen des Hausherrn schreckte sie auf. Sie spürte mit einem eigentümlich schamhaften Schmerz, wie schwer es diesem Lachen wurde, ein Lachen zu sein und nach Freude

zu klingen. Rasch löste sie sich vom Arm ihres Gatten, trat auf den Hausherrn zu und reichte ihm mit herzlicher Bewegung die Hand; aber da sie in dessen überraschten Augen nichts las als Staunen über die erneute Begrüßung, wurde ihr auch gleich das Ungewöhnliche ihres Tuns bewußt und daß man hier Mitgefühl nicht verraten durfte. So sagte sie ihm denn ein paar angenehme Worte über seine neueste ästhetische Arbeit. Sie waren nicht tief geholt; aber sie gaben doch dem gequälten Gesicht des Mannes einen warmen Zug, und als er jetzt neuerdings, doch leise lachte, tönte es fast natürlich, daß sie sich mit befreiter Empfindung, wenn auch ein wenig beschämt, von ihm wenden konnte, um ihn neu Eintretenden zu überlassen.

Unter ihnen erschien auch der Dichter. Seine schwarze Gorkimähne enthüllte immer noch mit derselben fettigen Gebarde die krampfige Stirn, und die Augen unter den betonten Brauen standen in Tieflut wie immer, und wie immer warf er sich mit tragischem Handfuß auf die Hausfrau.

Der Anblick dieser Begrüßung gab Frau Madelaine einen kleinen Schauer. Sie wußte, daß sie eines der nächsten Opfer sein würde und daß er im nächsten Augenblick seine reimzerquälten Lippen just auf jene Stelle ihrer Hand pressen würde, wo sie noch den Gutenachtfuß ihrer Knaben fühlte, den lebendigen und sanften Druck der beiden so verschiedenen Mündchen. Mit leisem Grauen barg sie die Rechte in den Falten des Kleides und wandte sich dann, rasch die Deckung einer Begrüßungsgruppe benützend, einer kleinen, unbeachteten Veranda im Hintergrund des Saales zu.

Die venezianische Lampe gab dem geborgenen Raum mehr Dunkelheit als Licht. Frau Madelaine duckte sich aufatmend in dessen schwärzeste Ecke. Der sanfte Duft und die Weichheit ihres Kleides umhüllten sie mit wohliger Heimlichkeit. Sie fühlte sich auf einmal allein und ganz fern. Die Welt in den Sälen drüben ging sie nichts mehr an, und sie fand es reizend, so dazusitzen als einziger Zuschauer vor diesem komischen kleinen Theater unter den Leuchtern. Die ver-

steckten Schlupfwinkel ihres heimatlichen Gartens fielen ihr ein, wo sie sich als Kind gerne verborgen hielt. Die Welt hatte dann auf einmal so anders ausgesehen, wenn man nicht dazu gehörte. Man entdeckte dann plötzlich, wie jung die Eltern noch waren, die ahnungslos und innig an einem vorbeiwandelten, wie schön die Mutter und daß der Vater sein Haupt stolzer trug als alle andern. Aber das Schönste, wenn Georg erschien, das Gesicht erhitzt vom Suchen, die hellen Haare zurückgeworfen und in den Augen ein ängstlich und zorniges Blizen. Ah, sie hätte dem Bruder um den Hals fallen mögen, und doch zögerte sie noch in ihrem Versteck; das Wiederfinden war dann so schön. Das Wiederfinden? ... Sie fuhr sich leise erbebend über die Stirn — dann wandte sie ihre Augen wieder dem Saale zu.

Die letzten Gäste waren eingetroffen. Um spätesten und fast gleichzeitig die beiden umgeheirateten Ehepaare. Sie waren die Sensation des Jahres und bildeten auch jetzt den Mittelpunkt der Gesellschaft. Sie grüßten sich gegenseitig mit augenfälliger Natürlichkeit, und jedermann bewunderte sie und hätschelte den Anblick: man spürte an diesem fast freundschaftlichen Verkehr geschiedener Eheleute das Maß der eigenen Weitherzigkeit, sie gaben dem Großstadtbewußtsein sozusagen den Echtheitsstempel — Frau Madelaine lächelte — und war doch nichts kleinstädtischer als diese Bewunderung ungewohnter Dinge, an denen es nichts zu bewundern gab. Sie verglich die Paare, die sie zuletzt noch in ihrer früheren Verbindung gesehen hatte. Gewiß, auch diese Kombination ging, warum nicht? Und es hätte sich ruhig so weiter kombinieren lassen. Das war die Konfektion, die jedem paßt, und tüchtige und geprägte Menschen erkannten solcher Tauschware Persönlichkeitswert zu und glaubten, daß der Mut braucht zur Veränderung, der keine Wurzeln hat und keinen Grund.

Sie betrachtete ihren Gatten. Er hatte sich bei der Dame des Hauses festgefahren und saß nun etwas zusammengeklappt vor der lebhaft Sprechenden. Er hatte die Höflichkeitsfalte auf der Stirn, in der er es allemal zu verbergen suchte,

wenn ihn jemand langweilte. Er sah sehr beflissen aus, und doch wußte sie, daß er nichts hörte. Wie sie dieses Unvermögen, Dinge anzuhören, die ihm nichts sagten, an ihm liebte und dieses gütige Bestreben, dennoch aufmerksam zu sein! Seine Augen, die in ihrer Richtung blickten, hatten ein ganz leises Lächeln, das ihr sagte, daß er sie gewähren ließ und sie so lange als möglich nicht verriet. Und sie sah ihm auch an, daß er ihren Dank fühlte.

Man begann, sich zu gruppieren und irgendwie gesellschaftlich zusammenzutun; aber es wollte nicht recht, und man spürte, daß es noch geraume Zeit dauern würde, bis die Ungezwungenheit sich dieser Menschen erbarmte. Vielleicht, wenn Jugend dagewesen wäre, ein paar festlich gestimmte Backfische und schüchterne, rot-ohrige Jungen, das hätte den Eltern die Sicherheit gegeben und sie in die natürlichen Proportionen gebracht; jedoch das wollte man jetzt nicht mehr, Familienabende, man wollte Salon halten. Seitdem der große Dichter die Hölle der Gemütlichkeit verspottet hatte, schämte man sich, gemütlich zu sein. Und nun gab man sich soviel Mühe zu zwanglosem Verkehr und freier Geistigkeit. Vielleicht war dieses Bestreben ja rührend; aber das Rührende hat bald etwas Erbärmliches an sich. Vielleicht auch war es just das Erfreuliche daran, daß ihnen die Maske der Gesellschaftlichkeit noch so schlecht saß und daß zum Beispiel diesen braven Geistern die nötige Oberflächlichkeit zur urbanen Diskussion noch fehlte und sie immer noch gereizt und eigensinnig wurden, wenn Anschauungen sich kreuzten. Anderseits tat es einem wohl, zu denken, daß, was man hier gewahrt, nicht das Echte und also das weniger Gute war und daß noch in dieser selben Nacht all die forcierten Gebärden sich heimisch beschwichtigen konnten. Die gute Hausfrau, wie mußte ihr wohl werden, wenn sie, aus der Verpflichtung ihres Künstlergewandes und ihrer ästhetischen Gesinnung entlassen, die tüchtigen Hände, unbehindert durch den absichtsvoll gerafften Shawl, wieder brauchen durfte. Und die Gattin des Kunstmäzens, wenn sie ihre erzwungene Nonchalance ablegen, wieder aufrecht sitzen und die runden Knie in bürgerlich

brave Frontstellung bringen durfte und wußte, daß sie nun viele Tage nicht mehr zu rauchen brauchte! Ach, und die blonde Redaktorsfrau, die sich immer so schämte, daß gewisse Reden dieses Kreises ihr noch nicht glatt eingingen — wenn sie ruhig erröten oder einfach davonlaufen durfte, sobald Worte sie verlebten! Sie waren doch alle ein wenig wie der kleine zapplige Doktor, der unter halben Zynismen und bizarren Anläufen sein liebes Jungengesicht verleugnete und verspottete, was er so gern geliebt hätte: ihrer Freiheit taten sie Gewalt, um unabhängig zu scheinen, und wie mancher war wohl, der in dem kostbar aufgesparten Büfett etwas anderes sah als die wohlverdiente Belohnung für ausgestandene Freigeistigkeit? Denn es war auf die Dauer anstrengend, Dinge zu zeigen, die man nicht hatte, und sich all des Lieben, Freundschaftlichen schämen zu müssen, das einem wert war. Aber das Büfett war die Erlösung. Die Herren aßen dann, und wenn ein Mann ist, so ist das wie Beichte und Gebet: Offenbarung des Innersten. Und die Frauen naschten und fingen an, von den Kindern zu sprechen und vielleicht, ganz leise, auch vom Einmachobst, und ihre Augen, die die stolzen Reihen kostlich durchglühter Fruchtgläser sahen, wurden schön.

Jetzt kam eine konzentrierende Bewegung in die Gruppen; auch vom andern Saal traten sie herüber. Der Dichter ließ sich bitten.

Frau Madelaine fühlte, wie das Blut ihr zu Kopfe schoss. Das ging ihr immer so, wenn sie jemanden mitten unter plaudernden Menschen sich produzieren sah, gar mit eigenen Werken: immer so ein Gefühl, als ob sie unter den Tisch kriechen müßte, wie damals als Kind, da der alte Dichter zur Mutter kam. Er hatte einen schneeweißen Schopf über der Stirne, wie ein Kakadu, und ein blaues und ein braunes Auge und war ein so reizender alter Herr; aber als er beim Morgenkaffee anfing, von seinen Gedichten zu rezitieren, hatte sie sich aufschluchzend unter das Tischtuch geflüchtet und gar nichts anderes zur Erklärung zu sagen gewußt, als: „Ich schäme mich drum so!“

Nun ließ sich der Dichter nicht länger

bitten. Er erhob sich. Er hatte bereits das schwermütig serene Lächeln um den Mund, mit dem er nachher Glückwünsche quittierte. Sie mußte dann wohl auch Glück wünschen, und dann würde es ihr vielleicht ergehen wie ein früheres Mal, da er ihr Erröten für Ergriffenheit nahm und die Verpflichtung fühlte, ihr von sich zu sprechen: von innern Hemmungen und seelischer Stoffkraft und Dichterorganen, die sich ihm allenthalben öffneten — alles so entsetzliche Dinge, die peinlich anzuhören waren.

Nun fuhr er sich durch die fettige Mähne und bohrte die Blicke ein. Und rings die Damen.

Frau Madelaine fühlte einen sonderbar süßlichen Schmerz in den Schläfen, und plötzlich stand sie draußen auf der Verandatreppe und schloß mit heimlicher Hand die Türe hinter sich zu.

Geräuschlos glitt sie über die wenigen Stufen hinunter in den Garten.

Der breite Kiesplatz vor dem Hause war weiß vom Mondlicht, und die weißgestrichenen Gartenhäuschen und Pergolen der noch neuen Anlage glänzten nüchtern aus dem Dunkel einer magern Taxuswand, die den Blumengarten abschloß; aber weiterhin, über die Gipfel eines tiefer liegenden Wäldchens weg, erschien die Stadt, ganz umhüllt und verklärt von durchsichtigen Mondnebeln. Frau Madelaine suchte unter dem schimmernden Gewirr ferner Dächer das eigene, und ihr Herz fand die Kammer, wo jetzt ihre Knaben schliefen. Sie sah sie so deutlich vor sich in den beiden Bettchen: der Kleine warm und innig zusammengeschmiegt wie ein schnurrendes Kätzchen, die schlchten Haare hell in die dunkle Wange gestrichen; aber der Große lang und leidenschaftlich hingestreckt wie ein im Kampf Ueberwältigter, die Arme von sich geschleudert, den Kopf zurückgeworfen, daß die Locken wie gelbe Schlänglein über dem Kissen lagen, und die Brust arbeitete mit tiefen Atemzügen ... So hatte Georg auch immer dagelegen — auch zuletzt noch — wie ein schöner junger Gigant, den Gottes Blißstrahl auf den Schild niederwarf, einer, der um sein Leben kämpfte bis zuletzt. Und so hatte man ihn auch gelassen, in dieser lebendigen

Gelöstheit; gefaltete Hände hätten nicht zu ihm gepaßt und nicht zu seinem geheimnis-herrlichen ferndeutenden Totenantlitz.

Frau Madelaine schraf zusammen. Ein paar übersteigerte Worte des deßmierenden Dichters drangen bis zu ihr heraus, von der Wucht einer dröhnen und künstlich nachschlotternden Stimme getragen. Wieder fühlte sie den süßlichen Schmerz in der Schläfe, und dann rannte sie plötzlich, wie aufgescheucht und verjagt, durch die Gärten hinunter, über Wege und Trepplein bis dorthin, wo die neuen Anlagen in eine stille Wiese mündeten.

Auf dem Mäuerchen, das diese vom tief duftenden Gemüsegarten trennte, kauerte sie sich nieder, glücklich wie ein geborgenes Kind, und drückte sich eng an den Stamm des alten Apfelbaumes, der sich gütig und breit über die Mauer lehnte. Seine niedern Neste hielten sie wie mit Armen, daß sie sich gestützt und wie getragen fühlte und mit wohliger Hingabe der Musik ihres Herzens lauschen konnte, das, vom ungewohnten Lauf gepeitscht, heiße Wellen durch den zitternden Körper jagte.

Sie lachte leise vor sich hin: das war das wilde Herz, das den Aerzten soviel Kummer machte, und doch, war es bei allem Bangen und Weh nicht etwas Rößliches, diese fremde Macht in sich zu fühlen, als ob man die eigene Seele spürte, wie sie, ein wundersamer gefangener Vogel, mit gewaltigen Flügeln den engen Käfig sprengen wollte? Und süß dieses Zittern, der eigene Körper wie durchrauscht vom nahen Wunder der Geburt der Seele.

Sie sah mit verflogten Augen um sich. Die Welt hier war einsam und heilig, wie bereitet für das Wunder. Mit zarten Schleieren und durchsichtigen Schatten hing das Mondlicht über der glatten Wiese. Die Stadt war hinter dem nähergerückten Wäldchen verschwunden. Nun stand dieses allein da und ganz nahe vor dem scheinenden Himmel, und die freien Wipfel schimmerten und erbebten unter der sanften Lieblosung der silbernen Hand. Es war dasselbe feine Zittern in den Bäumen, das Frau Madelaine am eigenen Körper fühlte, und sie meinte,

dass auch jene vom Schlag ihres heißen Herzens bewegt würden, und fühlte, wie sie ein wunderbarer Strom mit dieser ganzen kleinen Welt verband.

Als der Schauer vorüber war und die Gipfel unbewegt und rein wie kostbarer Filigran vor der lautern Tiefe standen, war auch in ihr die Stille eingefehrt und ein seltes Gefühl, als ob etwas in ihr durchsichtig geworden wäre und weit wie der Himmel. Und in diesem Gefühl lag es wie letzte Sehnsucht und die Ahnung des nahen Glücks.

Sie lehnte sich inniger in die rauhen Arme des Baumes und schloss die Lider und wartete in süßer Bangnis, bis vor diesen geschlossenen Augen langsam das Bild ihres toten Bruders erstand und bis er jene ergreifende Klarheit erreicht hatte, die nur das innere Auge erträgt.

Er stand in einiger Entfernung von ihr, und sie sah seine grüßenden Hände frei bewegt, und doch fühlte sie zugleich seine sichere Hand an der ihren und hörte den warmen und hellen Laut seiner Stimme, die ihren Namen nannte, so nahe, als ob er sie in Armen hielt.

Und ihre Stimme klang in die seine: „Endlich... Ich habe so lange gewartet.“

Seine Augen beleuchteten das klare Gesicht mit tiefem Glanz: „Immer war ich doch da, Schwesterlein, du sahst mich nur nicht. Ihr solltet nicht an uns denken, ihr solltet spüren, daß wir in euch sind, dann wüßtet ihr, daß es keine Trennung gibt.“

Sie staunte mit geschlossenen Augen in sein durchleuchtetes Gesicht: „Wie bist du hell; nichts auf der Welt ist so heiter wie du.“

Er lächelte, und die gelben Haare schimmerten weithin: „Die Lebendigen sind immer heiter; denn Heiterkeit ist der Sinn des Lebens, wie des Tages Sinn das Licht. Alles Dunkel ist Tod, und das Dunkle verhüllt die Seelen, solange ihr wandelt. Deshalb seht ihr uns nicht, Madelaine; die verdunkelten Seelen werden blind.“

Sie nickte still vor sich hin: „Das Dunkle, woher kommt uns das Dunkle?“

„Von dort, wo die Klugheit sitzt, das gewisse Wissen und der rechnende Wille. Sie trennen euch vom Licht.“

„Ich bin so unklug, so ungewiß, so

willensarm, und dennoch ist das Dunkle über mich gekommen.“

Seine starke Hand wurde zärtlich wie eine Liebkosung: „Gehörtest du zu den Klugen, Schwesterlein, du hättest mich auch jetzt nicht gefunden, und hättest du den bedachten Willen, so sähest du nun dort oben bei den Gesellten; aber du bist Mutter. Mütter wollen ihren Kindern Schicksal sein. Wer anderer Schicksal sein will, wer seine eigene Weisheit über anderes Leben stellen will, der geht der göttlichen Weisheit verlustig und löscht das Licht in der eigenen Brust. Und gar die Kinder, die brauchen keine menschliche Schicksalsweisheit, sie sind Schicksal; denn sie leben — die einzigen Lebendigen unter den Wandelnden, die einzigen Heitern, die einzigen Allgegenwärtigen. Als wir noch klein waren, so klein, daß Kleider uns nicht unterschieden, weißt du noch? Wir waren nicht ich und du, waren die Kiesel, die im Bache glänzten, und dessen helle Wellen und waren das feine Ge- spinst der Silberweide und das Wölklein über dem Wald und der Vogel im Blau, waren weit und reich wie die Welt und des heitern Lachens so voll wie die ewige Weisheit — solange uns die Klugheit der Großen nicht traf und die Aengstlichkeit, die daran hängt und ist wie Schwefeldunst über den Blumen des Lebens.“

„Die Kinder“ — Frau Madelaine zitterte, aber durch ihren innern Jubel ging noch ein Zagen — „sind sie uns nicht anvertraut, daß wir sie leiten?“

Das Lachen seiner Augen wurde fein und seltsam: „So meint es eure Selbstgewißheit, die nicht weiß, daß ihr es seid, die jenen anvertraut werden, auf kurze Strecke, daß sie euch den rechten Weg weisen.“

Sie fühlte, wie etwas in ihr sich löste und sich warm und ganz der Freude aufschloß: „O, das möchte ich wohl, mich ihnen anvertrauen, ihren Wegen folgen und ihrer Hand! Vorher, wann wir sie noch in uns haben und ihr kleiner Herzschlag unser Wesen meistert, wie ist da alles klar und rein und unverwandt und aller Bangnis bar — und wohl auch nachher noch, solange wir ihnen ganz angehören und nichts zwischen uns steht und wir eins sind und die Welt in uns eins.“

Aber dann kommt das andere: Angst und Besorgnis und Eitelkeit und die Forderung der Welt. Erziehung. Das Wort ist schlimm und gewaltsam wie Stecken und Seil. Kinder sind doch nicht Spalierbäumchen oder Schlingpflanzen, daß man sie ziehen müßte. Ach, daß man das göttlich Gewollte könnte gedeihen lassen! Erziehen heißt doch immer, etwas anderes daraus machen, und das andere zwingt und zerstört, und auf einmal ist das Trennende da und die Einheit zerbricht."

Ihre geschlossenen Augen hingen an seinem Antlitz, dessen Glanz in einer großen Innigkeit schmolz: „Das Trennende ist euer Werk, die Geburt eurer angstgeschaffenen Blindheit. Als ich meinen Weg schloß, wie sankst du in Dunkelheit und fühltest nicht, daß ich aus deinen Augen gegangen war, um ganz in deiner Seele zu sein. Es gibt kein Trennendes, wie es keine Finsternis gibt. Nur das Gemeinsame ist, nur das Licht. Wo sie fehlten, wäre das Nichts; aber sie fehlen nirgends, ein letzter Lichtschimmer lebt auch im tiefsten Dunkel. Und wenn wir Stein und Wolke sind und Tier und Gras — was könnte Kind und Mutter trennen? Mutter werden heißt ja, den Sinn der Gemeinschaft enthüllen — Mutter sein, die Einheit leben; denn Einheit ist Hingabe, Hingabe und Liebe sind eins, und sie allein sind Erkenntnis. Nicht Seelen erziehen, nicht göttlich Ewiges nach menschlich kurzen Gedanken modelln sollt ihr, sondern Seelen erkennen. Ihr Gefängnis ist so durchsichtig: das feine Spiel der Mundwinkel, die belebte Zartheit der Schläfen verraten dir mehr von der Seele deines Kindes als alle Erzieherweisheit. Erkenne sie, glaube an sie und gib der Beschwungenen ihre Freiheit. Drückt sie nicht nieder mit eurem beschwer-ten Ernst, lasst ihr die beiden hellen Flügel, den gläubigen Leichtsinn und das befreite Lachen.“

„Das Lachen...“ — Frau Madelaine fühlte seine strahlende Erscheinung durch ihr ganzes Wesen hin — „dein Lachen, Bruder, das war mir wohl das Liebste im Leben, so ganz erlöst klang es, so säulenschlanf, und sprang in den Himmel hinein und öffnete ihn, daß man den ewigen Glanz spürte. Als es mir ver-

stummt war und ich glaubte, es fürder nicht mehr zu hören, meinte ich, nimmer leben zu können; aber ich habe es wieder gehört! Mein großer Knabe, als ich mit ihm viele Wochen im Krankenzimmer weilte — die überstandene Gefahr hatte mich so froh gemacht und ihn schier wunderbar, und wir waren allein und aufeinander gewiesen, daß ich aller Erzieherklugheit vergaß und ward wie er, zwei Kinder — da hat er plötzlich dieses Lachen gefunden, dein Lachen, hat es gefunden, weil ich in ihm untertauchte und wieder eins war mit ihm. Seither wußte ich, daß wir nicht als Erzieher über sie gesetzt wurden, daß wir einander zu Erlösern gegeben sind. In diesem Lachen hat seine Seele ihre Stimme gefunden und meine Trauer ihr Ziel. Ich wußte nun, daß du lebst — in ihm, in mir, aller tiefsten Liebe Reim und Kern. Und da war auch der Glaube an das Wiedersehen.“

„Glaube“ — sein Antlitz wurde fern und herrlich, und in den Augen leuchtete es vertraut und unendlich wie die Geheimnisse der Sternennacht — „Glaube ist das Wissen um die göttliche Weisheit, ist Erkenntnis der ewigen Liebe, und allein die Liebe ist sehend, und Liebe allein ist Kraft. Wo wir geliebt werden, leben wir und leben nur dort wirklich. Alles andere Leben ist Schein, ist wie der Hauch am Fensterglas; er hemmt den Ausblick und lügt Grenzen, aber jeder warme Strahl kann ihn zerstreuen.“

„Da, wo wir geliebt werden und — wo wir lieben.“ Frau Madelaine legte den Kopf zurück und lächelte: „Meine Liebe, sie ist wie ein Dom gewaltig und hoch, daß sie euch alle umschließt, und wie ein Dom heilig und tief; aber dein Lachen, euer Lachen, das ist mir Orgelspiel und Weihrauch und das ewige Licht in meinem Dom. Ach, und meine Liebe ist ewig wie das Herz der Welt, und ewig könnt ihr nicht vergehen.“ Sie fühlte, wie das große Glück sie durchdrang und über sie hinauswuchs, weltenfüllend. Ihre Seele hing in den Wundern seiner Augen, und in der Seligkeit der Anschauung starben die Worte. Aber sein Antlitz war der Spiegel der Welt...

Auch nachher, als sie die betauten Lider öffnete, wich das Wunder nicht, und

alle Schönheit, die die Mondnacht ent-
hüllte, grüßte sie mit den Augen des
Bruders.

* * *

Als Frau Madelaine später im Garten
suchende Schritte vernahm, erhob sie sich
und ging ihrem Gatten entgegen. Er
legte seinen Arm um ihre nachtfeuchten
Schultern und blickte ihr besorgt in die
schimmernden Augen: „Du warst bei dei-
nen Toten? Nun hole ich dich zurück zu
den Lebendigen.“

Sie wehrte leise: „Bei den Lebendigen
war ich, du aber willst mich den Ab-
lebenden ausliefern.“

Er preßte ihre durchbebteten Finger:
„Du bist so voller Leben, Madelaine,
einem Stein würdest du eine Seele geben
können.“

Da ging durch ihre Augen ein feines,
überlegenes Lächeln und war doch ganz
Innigkeit: „So voller Leben, daß ich
immer in dir leben werde, immer.“

Auf kleinen Umwegen stiegen sie lang-
sam zwischen den Beeten hinauf, von den
schweren Düften herbstlicher Reife ganz
umhüllt.

Droben in der Villa wurde Musik laut.
Er schüttelte unwillig den Kopf: „Mozart,
so spielen sie ihn immer, so vergnügt, so
wiesenbächleinmäßig, und fühlen nicht
seinen heiligen Schmerz und das tiefe
Weh der Vergänglichkeit, das darin
brennt und das so ganz anders ans Herz
greift als die Verzweiflungsschreie der
Neuen.“

Sie nickte still: „Und fühlen nicht die
wundersame Heiterkeit, die in diesem Weh
liegt, als ob es zu uns sagte: All die

Schönheit geht dahin, geht dahin; aber
ihr flüchtiger Kuß gibt deiner Seele
Ewigkeit. Unsterbliche, freue dich!“

Als sie die Terrasse erreichten, schwieg
die Musik. Eine Reihe Lampions leuch-
tete auf, violett und orange, in strenger
Ordnung; die dekorative Absicht war offen-
bar.

Sie sahen sich überrascht an: „Mozart
als Ouvertüre zur Lampiontour? Nun
werden sie gleich ausbrechen!“

Und plötzlich faßten sie sich bei den
Händen und liefen, rasch entschlossen und
leise lachend, um das Haus herum nach
dem hintern Eingang.

Die Aufwartefrau war vernünftig.
Mit befriedigtem Nicken ließ sie die Hand
in die Tasche gleiten und holte dann die
Mäntel herbei. Sie verstand, daß die
Herrschäften durch ihren verfrühten Auf-
bruch das Fest nicht stören wollten, und
versprach, es nachher der Hausfrau zu er-
klären. Aber, daß sie das Auto verschmäh-
ten und zu Fuß den weiten Weg machen
wollten, das verstand sie nicht. Schließ-
lich waren das doch keine Liebesleute
mehr, und ein Auto hatten die nicht alle
Tage.

Und wie sie das Paar engverbunden,
heimlich und fast hastig den kleinen Weg
hinuntersteigen und mählich in der milchi-
gen Lust verfließen sah, schüttelte sie be-
denklich den guten Kopf: Herrje, das
waren schon nimmer Sommerdünste,
was da um den Berg strich, das waren
bereits Herbstnebel, und denen sollte man
sich nicht aussetzen, wenn man um die
Augen her eine so zarte Gegend hatte wie
diese Frau. Nicht umsonst nannten sie
die Septembernebel Kirchhofstau.

Othello, der Mohr von Venedig.

Nachdruck verboten.

Quelle von Shakespeares Drama, eingeleitet und aus dem Italienischen übertragen
von Dr. Walter Keller, Basel.

Einleitung.

Neben „Romeo und Julia“ und dem
„Kaufmann von Venedig“ beruht ein drit-
tes Bühnenwerk Shakespeares auf No-
vellen aus der italienischen Renaissance,
nämlich der „Othello“. Die Quelle zu die-
ser Tragödie der Eifersucht findet sich
in der Novellensammlung des Giraldi
Cintio, und zwar ist es die 7. Geschichte

des dritten Tages seiner „Hecatomi-
ni“ oder „Hundert Novellen“.

Giovanni Battista Giraldi Cintio (Ge-
raldus Cinthius, 1504–73) stammte aus
einer Florentinerfamilie und verbrachte
seine Jugend in Ferrara. Er erhielt da-
selbst schon als junger Mann die Professur
für Philosophie und Medizin. Später er-
nannte ihn Ercole II. d'Este, der Herzog